

Die japanische Künstlerin Leiko Ikemura  
schöpft aus zwei Kulturen SEITE 30

Französische Comicauteurs  
entdecken die Zeit des Zweiten Weltkriegs SEITE 32



Wenn er an sein Romanmanuskript denkt, kommt unserem Autor ein Crashtest in den Sinn. Doch dessen Trümmerteile lassen sich nicht so einfach entsorgen.

MARKA/GETTY

# Wie ich einen Roman gegen die Wand fuhr

Nicht alles, was gut beginnt, endet auch gut. Uns Schriftstellern droht dauernd der Absturz. Von Alain Claude Sulzer

Es gibt zwei Arten, einen Roman in Angriff zu nehmen. Es gibt vermutlich auch zwei Arten von Autoren, die sich für die eine oder die andere Herangehensweise entscheiden. Und natürlich gibt es jene, die mal so und mal anders verfahren.

Man kann seiner Arbeit sehend oder blind nachgehen; man hat einen Plan, oder man tastet sich voran; als Schriftsteller hat man die Wahl. Keine Frage, dass jede Möglichkeit Risiken birgt. Für mich war es stets von Vorteil, wenn ich von Beginn an wusste, worauf der Roman, zu dem ich angesetzt hatte, hinauslaufen würde – vielfältige Abweichungen inbegriffen. Interessante Figuren, griffige Anfangssätze, spannende Expositionen in Ehren, sie machen ein fehlendes Ende nicht wett. Das heisst: ein Ende, das mir fehlt. Ohne Kenntnis des Endes – und sei sie noch so ungenau – ist es schwierig, eine adäquate Mitte zu finden. Einen Plan habe ich allerdings nie gemacht. Vermutlich deshalb, weil ich eine Mathematiknull bin.

Sicher gibt es heute noch Autoren, die, wie Charles Dickens, ihre Romane am Reissbrett entwerfen, vermutlich nach dem Prinzip: Je umfangreicher ein Roman, desto ausgeklügelter die Anordnung; schliesslich soll sich ja der Autor darin auskennen. Tut er es nicht, wird es auch der Leser nicht leicht haben.

Drehbuchautoren und Filmregisseure können gar nicht anders: Wer einen Film drehen will, muss einen Produzenten finden. Er kommt nicht darum herum, ein ausführliches Treatment vorzulegen. Kann er Form und Inhalt nicht schlüssig erklären, wird er keinen Geldgeber für die Realisierung seines Projekts finden. Ob er sich später bei der Ausarbeitung des Drehbuchs akribisch an das Treatment hält oder nicht: Der Rahmen, die Form, die Personen stehen fest. Der Rest wird ausgepinselt: Ort, Tag, Nacht, Ausen, Innen, Kamerafahrten, Dialoge. Im Gegensatz zum Romancier kann der Drehbuchautor nach der Zusage eines Produzenten mit Figuren, Handlung und Genre nicht mehr nach Gutdünken umspringen. Wer sich für eine Komödie entschieden hat, kann sie nicht zu

einem Drama umschreiben. Anders der selbständige Schriftsteller. Er ist nicht einmal seinem Verleger Rechenschaft schuldig. Am Ende zählt das Resultat.

Als ich kürzlich mit einem Komponisten ein Libretto entwarf, gingen wir genauso vor wie Drehbuchautoren. Am Anfang stand die vage Idee (des Komponisten), am Ende hatten wir – nach vielen Um- und Irrwegen, Telefongesprächen und E-Mails – einen akzeptablen fertigen Entwurf. Diesen verbuchten wir als entscheidenden Durchbruch und Erfolg. Danach geht es darum, Feinarbeit zu leisten. Wie jede Feinarbeit erscheint sie einem als purer Luxus; jedenfalls bevor man damit begonnen hat.

## Ein guter Satz genügt

Hat ein Romancier einen solchen Entwurf, hat er noch nicht viel. Allerdings kann er – das ist sein Privileg – mit einem einzigen Satz loslegen. Ein guter Satz genügt für den Beginn. Er ist die Geburtsstunde jedes Romans, der Keim des Ganzen liegt darin.

Hat der Autor eine originelle Idee, wird ihn nichts davon abbringen, sie zu verwirklichen. Aus einem einzigen Satz werden Hunderte, Tausende. Die Sätze werden ihn führen, die Figuren werden ihm den Weg zur Handlung und durch die Handlung bis zum Ende weisen. Wenn alles gut geht! Wenn nichts dazwischenkommt! Wenn alle Hindernisse überwunden werden können! Dass es sie zuhauf und in vielerlei Gestalt gibt, weiss der Autor, seitdem er schreibt. Sie gehören zum täglichen Brot. Er weiss auch, dass er es bisher immer geschafft hat – die Ausnahmen hat er erfolgreich verdrängt. Es sind nicht viele. Er hält sich etwas darauf zugute, dass er stets die Finger von Projekten gelassen hat, an deren Durchführung er nicht glaubte.

Also beginnt er, und es läuft alles zum Besten. Die Hauptperson ist ein junger, etwas altmodisch wirkender Mann mit einer starken Mutterbindung. Er ist nicht schwul. Er lebt in Berlin, hat sein Studium abgebrochen und arbeitet als Nachtportier in der riesigen Ein-

gangshalle eines grossen Unternehmens. Freunde hat er keine, er vermisst sie nicht. Sein Vater kam mit dem Boot nach Deutschland und ist nach einem kurzen Intermezzo als Ehemann und Vater nach Vietnam zurückgegangen. Sohn und Vater haben keinen Kontakt und suchen ihn auch nicht. Das besondere Merkmal des jungen Mannes: Er hat den Stimmbruch verpasst, seine Stimme klingt wie die einer Frau. Wenn er den Telefonhörer abnimmt, hält ihn niemand für einen Mann. Er scheint mit seinem Handicap kein Problem zu haben. Bis zu dem Augenblick, als sich ein verheirateter Mann in seine Stimme verliebt. Ein verstörendes Spiel beginnt.

Ich recherchierte bei Silke Hanson, einer Logopädin in Basel, und Claudio Storck, einem Spezialisten für Phoniatrie an der Basler Uniklinik. Ich erfuhr, dass ausbleibender Stimmbruch kaum je organische Ursachen hat; in über neunzig Prozent der Fälle liegt das Problem tiefer. Keinen Stimmbruch zu haben, ist eine subtile Form der Verweigerung, erwachsen zu werden, so jedenfalls verstand ich es. Mit wenigen Übungsstunden ist das Problem behoben, wenn der «Patient» es denn beheben will. Nach einer Weile wusste ich alles über Stimmbruch, ich wusste, wie Logopäden vorgehen, um die Mutation mit Übungen herbeizuführen, ich erfuhr, wie Fachärzte mit ihren jugendlichen «Patienten» sprechen (als Erstes schicken sie die Mutter aus dem Behandlungszimmer; sie wollen mit dem Adoleszenten allein sprechen, das ist unabdingbar; die Mutter hat dabei nichts verloren).

Als ich zu recherchieren begann, schrieb ich bereits an diesem Roman, der den Titel «Handicap» trug, wie so oft gingen Schreiben und Recherchieren nahtlos ineinander über. Ich fühlte mich wohl und dem Gegenstand gewachsen. Die Figuren nahmen Gestalt an. Ich hatte nicht vor, etwas zur Gender-Diskussion beizutragen, die mich nicht sonderlich interessiert, wusste aber, dass ich es – ob ich wollte oder nicht – vermutlich doch tun würde. Umso besser, sagte ich mir; der Text ist klüger als der Autor.

Ich schrieb und bewarb mich um Werkbeiträge. Ich erhielt sie.

Doch nach ein paar Monaten ging es nur noch stockend vorwärts. Ich trat auf der Stelle. Was sollte aus den beiden Männern werden? Wie würde ich das Missverständnis auflösen? Ich sagte mir, die zündende Idee würde schon kommen; sie kam ja auch sonst immer, gewöhnlich im Schlaf, im Traum oder beim Aufwachen, in halbawachen Momenten, in denen man seine Gedanken noch nicht im Griff hat. Doch sie kam nicht.

Ich tat etwas, was ich während der Arbeit an einem Roman noch nie getan hatte, ich sprach mit einer befreundeten Autorin (und Literaturredaktorin) über meine Situation. Sie bot mir sofort an, sich mit mir darüber zu unterhalten. Einige Tage später sass ich in einem Berliner Café, und ich erzählte ihr in allen Einzelheiten, worum es ging – dass ich feststeckte. Ihr Vorschlag, das Ende in der Schwebe zu lassen, brachte die erhoffte Erlösung nicht. Wer nicht weiss, wie etwas endet, hat auch keine Ahnung, wie es dazu kam.

## Es spukt weiter im Kopf herum

Wenig später wurde ich zu einem der jährlichen Autorentreffen der Konrad-Adenauer-Stiftung nach Cadenabbia am Comersee eingeladen. Bisher hatte ich diese und ähnliche Einladungen mit der Begründung abgelehnt, ich läse nicht aus unfertigen Texten, weder öffentlich noch vor Kollegen (schon gar nicht vor Kollegen!). Nun aber erhoffte ich mir genau davon den Befreiungsschlag. Unter Ausschluss der Öffentlichkeit würde ich vor einem Dutzend Schriftstellerkollegen und Kritikern aus «Handicap» lesen und mein Dilemma schildern. Wer, wenn nicht sie, würde meine Situation verstehen? Wer konnte mir besser helfen als sie? Die Lösung schien greifbar nah. Unter lauter Spezialisten würde sich mindestens einer finden, der praktischen Rat wusste.

Ich packte die ersten zwanzig Seiten von «Handicap» in den Koffer. Vorsichtshalber allerdings auch die ers-

ten zwölf Seiten eines neuen Romans, den ich erst wenige Wochen zuvor begonnen hatte. Ich würde mich kurz vor der Lesung in Cadenabbia entscheiden, aus welchem Manuskript ich vorlesen würde. Obwohl die Kollegen dort alle sehr freundlich waren und ich also nicht befürchten musste, wie ein Kandidat beim Bachmann-Wettbewerb abgekanzelt zu werden, las ich dann doch aus dem Manuskript eines neuen Romans, der demnächst unter dem Titel «Unhaltbare Zustände» erscheint. Ich habe seitdem immer mal wieder das Dokument mit dem Titel «Handicap», das sich in meiner Dropbox befindet, geöffnet. Ich lese ein paar Seiten. Ich finde sie immer gut, sehr überzeugend, nichts ist daran auszusetzen, ausser, dass ich nicht weiss, wie es weitergehen soll. Was ich geschrieben habe, führt nirgendwohin.

Wenn ich an «Handicap» denke, kommt mir das Bild eines Crashtest-Dummys in den Sinn, der hinter dem Steuer eines Autos sitzt, mit 180 Kilometern in der Stunde gegen eine Wand donnert und in tausend Fetzen fliegt. Nichts bleibt davon übrig als abgetrennte Gliedmassen, die verstreut in der Gegend herumliegen.

Nach über einem Jahr Arbeit an diesem Roman, der einen so hoffnungsvollen guten Anfang genommen hatte, musste ich mich geschlagen geben. Ich hatte ihn an die Wand gefahren. Nicht mit überhöhter Geschwindigkeit, sondern mit abnehmendem Tempo.

Anders als künstliche Testpersonen lassen sich die Überreste eines unvollendeten Romans nicht so schnell entsorgen. Sie geistern immer noch in meinem Kopf herum. Indes ich mich geschlagen gebe, hoffen die amputierten Hauptpersonen insgeheim wohl immer noch auf ihre Auferstehung. Ich kann ihnen die Hoffnung nicht rauben, auch wenn ich selbst keine mehr hege.

Der Schriftsteller Alain Claude Sulzer lebt in Basel. Der vorliegende Text erscheint in der nächsten Ausgabe der Zeitschrift «Akzente». Der Roman «Unhaltbare Zustände» kommt im August beim Galiani-Verlag heraus.